

Prof. Dr. Peter Strohschneider

Professor für Germanistische Mediävistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Vielfalt von Wissenschaftssprachen¹

Strohschneider beginnt seinen Aufsatz mit der Schilderung einer Begutachtung, die in englischer Sprache durchgeführt wurde, obwohl alle Beteiligten auf Deutsch zu diskutieren in der Lage gewesen wären:

.... Es gibt typische Argumente, die für solche absurden Konstellationen im Wissenschaftssystem angeführt werden. Zu ihnen gehört es etwa, international renommierte Gutachter gewinnen zu wollen. In interdisziplinären Förderprogrammen sollen Bedingungen und Bewertungsergebnisse auch über die Grenzen der Fächergruppe hinweg vergleichbar sein (was wie selbstverständlich zu erfordern scheint, einige Fächer unter die sprachlichen Standards anderer Fächer zu zwingen). Ganz offenkundig ist allerdings, dass derartige Argumente in Vorgängen wie dem hier berichteten allenfalls vorgeschoben wären. Es geht in ihnen nicht um das Funktionieren von Begutachtungsprozessen, es geht vor allem anderen um eine symbolische Dimension. Indem wir, so gut es eben ging, Englisch sprachen, hatten wir bereits etwas zu sagen: dass Förderprogramm und Projekte sich international sehen lassen konnten, dass sie Geltungsansprüche erhoben, die weit über die kleinstaatlichen Grenzen hinaus gehört werden wollten. Mit einem Wort: Die Wahl einer – wenn auch keiner gemeinsamen – Sprache für die Gutachter war ideologisch. Im Wissenschaftssystem (wie jenseits seiner Grenzen) ist das keine Ausnahme, auch wenn die funktionale und die symbolische Seite einer sozialen Ordnung nicht immer so eklatant auseinandertreten wie in diesem alltäglichen Fall.

Strohschneider kommt dann auf das richtige Verhältnis von Kommunikation und Kognition zu sprechen:

Ich will nicht missverstanden werden. An den weltweit besten Leistungen Maß zu nehmen, das ist im Wissenschaftssystem hochgradig funktional. Ideologisch ist hingegen jene Sprachenpolitik, mit welcher sich wissenschaftsadministratives und Förderhandeln in Fällen wie dem erwähnten verbündet zu dem Effekt, dass neben gedanklicher Vielfalt auch sprachliche Einfalt bei der Abschätzung wissenschaftlicher Leistungen und Entwicklungsmöglichkeiten eine immer wichtigere Rolle spielt. Prägendes Idiologem solcher Sprachenpolitik ist der Gedanke einer Einheitssprache: Das uralte Phantasma einer Sprachindifferenz, welche die Frage nach dem Verhältnis von Kognition und Kommunikation für irrelevant hält, ja Erkenntnis und Rhetorik geradezu dichotomisch denkt.

(...)

Im Folgenden stellt Strohschneider fest, dass die globale Unifizierung an Fremdheits- und Differenzerfahrungen scheitert, mit denen nur vielsprachig produktiv umzugehen ist:

Einheitssprache und Sprachlosigkeit, was am Ende auf das Nämliche hinausläuft: In diesen Phantasmen manifestiert sich heute eine anders als in Jerusalem und Athen längst gedankenlos gewordene Sprachindifferenz. Sie hält gegen alle Erfahrung das Gelingen von Verständigung für selbstverständlich. Sie meint, dass Verständigung tatsächlich von allein sich einstelle, dass man um ihre Bedingungen, Möglichkeiten, Formen nicht sich zu kümmern brauche. Diese Sprachindifferenz steht freilich in eklatantem Widerspruch zu dem, was die meisten

¹ Quelle: 20 Jahre Wandel durch Austausch, Festschrift für Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Theodor Berchem, Deutscher Akademischer Austauschdienst, S. 227-233 (2007). Auszugsweise Wiedergabe durch ADAWIS mit Genehmigung des Autors

ihrer Vertreter als die wachsenden Herausforderungen der Globalisierung und des beschleunigten Fortschreitens in die Wissenschaftsgesellschaft beschreiben. Jede Rede von der Globalisierung als einem eindimensionalen Prozess globaler Unifizierung scheidet ja sogleich an den Realitäten potenziertes – kultureller, mentaler, sprachlicher – Fremdheits- und Differenz-erfahrungen. Mit ihnen produktiv umgehen zu können, das setzt nicht jene Einheitssprachlichkeit voraus, die ein konzeptionell geradezu spektakulär unterentwickelter Begriff von „Internationalisierung“ derzeit im hegemonialen wissenschaftspolitischen Diskurs zu etablieren sucht. Es setzt vielmehr Mehrsprachigkeit voraus, über welche allein die Kompetenz zum Umgang mit sprachlicher – und kultureller – Differenz entwickelt wird. Gegenüber dem Phantasma von einer Einheitssprache aller Wissenschaft muss man deswegen auf der unhintergehbaren und unverzichtbaren Bedeutung von sprachlicher Vielfalt für wissenschaftliche Wissensproduktion wie für das Wissenschaftssystem in seinem internen Funktionieren und in seinen externen Relationen insistieren.

(...)

Schließlich eine besonders wichtige Aussage Strohschneiders: Sprachenfreiheit ist – heute mehr denn je - auch Erkenntnisfreiheit!

Eine historische Reminiszenz und eine polemische Konsequenz aus dieser Überlegung mögen hier noch angefügt werden. Wissenschaftsgeschichtlich, so die historische Reminiszenz, ist ganz offenkundig, dass die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Einheitssprache, nämlich der lateinischen, verfiel, als eben auch metaphysische Letztbegründungen von Wissenschaft ihre Plausibilität verloren und an die Stelle einer religiös abgestützten Wahrheit konkurrierende wissenschaftliche Wahrheitsalternativen traten. Vielfalt der Wissenschaftssprachen ist also nicht kontingent, sondern steht in sachlichem Zusammenhang mit unhintergehbaren epistemischen Voraussetzungen.

Und die polemische Konsequenz hieraus? Es bleibt mir völlig unerfindlich, wie man darauf verfallen kann, eine angemessene wissenschaftspolitische Antwort auf soziokulturelle, ökonomische, wissenschaftliche und technische Komplexisierung der sich modernisierenden und globalisierenden Welt könne ausgerechnet auf linguistische Entkomplexisierung lauten: Auf die Sprachlosigkeit von Einheitssprachlichkeit.

(...)

Das Einheitsenglisch erschwert laut Strohschneider aber nicht nur die innerwissenschaftliche Generierung von Erkenntnis, sondern auch die transkulturelle Wissenskommunikation

Es scheint mir evident, dass die Wissenschaften auf derartige Herausforderungen nur zu ihrem eigenen Nachteil mit Strategien der Auratisierung, der soziokulturellen Inszenierung von Unzugänglichkeit und Unverfügbarkeit reagieren dürften. Vielmehr liegt es in ihrem allereinsten Interesse, gesellschaftlich vermittelbar zu sein und zu bleiben. Und das heißt auch: anschließbar an die je spezifischen Sprachkulturen der verschiedenen Gesellschaften. In dieser Hinsicht wirkt allerdings die Präferenz für eine Einheitssprache der Wissenschaften so, als ob sich eine hermetische Sprache neuer Mandarine herausbilden würde. Was disziplinenintern als Erleichterung transkultureller Wissenschaftskommunikation aufgefasst werden mag, kann im Verhältnis der Wissenschaft zu den sprachkulturell je verschiedenen Gesellschaften gerade als Kommunikationserschwerer wirken und die Legitimität von Forschung prekär werden lassen. Dass ein solches Risiko real ist, sieht man nicht zuletzt an den Bedürfnissen und Bemühungen, gesellschaftliche Kommunikation von Wissenschaft separat zu institutionalisieren. In Deutschland heißt das dann zum Beispiel PUSH, was zwar ein nettes, wenngleich nicht übermäßig raffiniertes Wortspiel sein mag – *Public Understanding of Science and Humanities* –, was vor allem aber ein bemerkenswerter performativer Selbstwiderspruch ist: eine Rede, die im Vollzug die eigenen Propositionen dementiert. Noch das öffentliche

Vertrautmachen mit Forschung nimmt, sprachindifferent wie es gleichwohl ist, die Verfremdungseffekte der Fremdsprache in Kauf, weil es ohne das symbolische Kapital des Englischen nicht auskommen zu können meint.